

# Diogenes

*Leseprobe*



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

Diogenes Taschenbuch 24384



BENEDICT WELLS wurde 1984 in München geboren. Nach dem Abitur 2003 zog er nach Berlin. Dort entschied er sich gegen ein Studium und widmete sich dem Schreiben. Seinen Lebensunterhalt bestritt er mit diversen Nebenjobs. Sein Debüt *Becks letzter Sommer* erschien 2008 und wurde fürs Kino verfilmt. Seine Romane *Fast genial* und *Vom Ende der Einsamkeit* standen monatelang auf der Bestsellerliste, für letzteren wurde er mit dem European Union Prize for Literature (EUPL) 2016 ausgezeichnet. Wells lebt nach einigen Jahren in Barcelona wieder in Berlin.

*Spinner* ist sein ursprünglich erster Roman, er schrieb ihn mit neunzehn.

Benedict Wells

# Spinner

ROMAN

Diogenes

Die Erstausgabe erschien 2009 im Diogenes Verlag  
Der Text wurde für die vorliegende Ausgabe  
vom Autor durchgesehen und überarbeitet  
Covermotiv: Radierung von Elizabeth Peyton, ›Marc‹, 2003  
Rosa kaschierte Seide  
37,5 × 29,8 cm (14.75 × 11.75 inches)  
Two Palms Artists Studio, New York  
Copyright © Elizabeth Peyton  
Gladstone Gallery, New York und Brüssel  
Mit freundlicher Genehmigung

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 2010 und 2016  
Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2009  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
100/16/44/1  
ISBN 978 3 257 24384 0

Montag

## Gelächter im Dunkeln

Ich habe diese eiskalten Hände. Menschen schrecken immer zurück, wenn sie mir die Hand geben. Und dann starren sie auf meine langen, weißen Finger, die einem gerade verstorbenen Pianisten gehören könnten, und nachdem sie auf meine Finger gestarrt haben, schauen sie mir ins Gesicht und wirken für einen Augenblick überrascht, dass ich noch lebe, bei diesen toten Händen. Deshalb bekam ich schon früh einen Komplex. Immer wieder holte ich meine Hände aus ihrem Lieblingsversteck, den Hosentaschen, hervor und betrachtete sie minutenlang. Vor allem, wenn ich nervös war. Und vor einigen Jahren, als der ganze Wahnsinn geschah, war ich oft nervös.

Ich fuhr damals mit der S5 Richtung Ostbahnhof. Es ruckelte, doch die Frau mir gegenüber hielt die Augen geschlossen. Ich musste gähnen und legte den Kopf in den Nacken. Dann ruckelte es zum zweiten Mal, und mein Koffer fiel auf den Boden. Ich stand auf und stellte ihn wieder hin.

Ein Blick auf die Uhr: kurz nach Mitternacht, Montag früh. Es war wenig los, niemand stieg ein außer einem angetrunkenen Obdachlosen, der vergeblich versuchte, seine Zeitungen und seine Lebensgeschichte loszuwerden. »Alles Wichser!«, rief er in meine Richtung, als er ausstieg.

Ich sagte nichts, betrachtete nur meine Hände mit den dünnen langen Fingern. Dann ruckelte es erneut, und mein Koffer fiel wieder um. Diesmal ließ ich ihn liegen.

Wir hielten am Bahnhof. Ich dachte an meine Rückkehr nach München. Meine Mutter zog mit meinem Bruder in eine kleinere Wohnung, und ich hatte versprochen, ihnen zu helfen und meinen Kram auszumisten. Seit der Sache mit meinem Vater und meinem Umzug hatte ich mich zu Hause nicht mehr blicken lassen. Das war über ein Jahr her. Nach München zurückzukehren war das Letzte, was ich wollte. Wahrscheinlich war ich eine Woche früher aufgebrochen als geplant, um es schneller hinter mich zu bringen. Vielleicht vermisste ich aber auch nur das, was von meiner Familie übriggeblieben war. Vielleicht.

Ich betrat die Bahnhofshalle. Während ich meinen schwarzen Samsonite-Trolley hinter mir herzog, kam mir ein blondes Mädchen entgegen, das genau den gleichen Koffer im Schlepptau hatte.

»Schichtwechsel«, sagte ich zu ihr, dann war sie auch schon an mir vorbeigegangen.

Ich musste lächeln, da ich mir einbildete, sie hätte mir einen intensiven Blick zugeworfen. Träumer, dachte ich. Nach ein paar Schritten drehte ich mich noch mal um, doch das Mädchen war weg.

Mein Zug traf erst in dreißig Minuten ein. Ich kaufte mir einen Kaffee, nippte daran und verbrannte mir die Zunge. Während ich zum Gleis ging, versuchte ich mir die Wohnung in München vorzustellen, den Geruch, mein altes Zimmer,



die gemütliche Küche. Dort hatten wir, als mein Bruder und ich noch Kinder gewesen waren, oft Mensch-ärgere-dich-nicht gespielt. Ich hatte es geliebt, wenn es draußen regnete und wir drinnen im Warmen saßen und würfelten. Lange her. Jetzt kam es mir so vor, als seien es die Erinnerungen eines anderen.

Es war kalt am Bahnhof, ich knöpfte meinen Mantel zu und setzte mich. Eine Familie kam an mir vorbei. Der Vater schob einen Gepäckwagen, auf dem ein kleiner Junge saß. Die Mutter strich ihm liebevoll über den Kopf. Der Kleine murmelte etwas, und dann lachten alle. Deprimierend, wie glücklich die waren. Das passierte mir immer. Wenn ich schlecht drauf war, tauchten auf einmal von irgendwoher so scheißfröhliche Menschen auf. Ich schmiss den Kaffeebecher weg.

Plötzlich fuhr ich hoch. Die Kerze! Ich hatte beim Verlassen der Wohnung bestimmt wieder vergessen, die Kerze auf meinem Schreibtisch auszublasen. Vielleicht brannte schon das ganze Zimmer! Sicher war ich mir zwar nicht, aber besser kein Risiko eingehen. Ich stand auf und umklammerte den Griff des Koffers. München muss erst mal warten, dachte ich. Ich verließ den Bahnhof und fuhr wieder zu meiner Wohnung zurück.

Immerhin hatte ich es diesmal bis zum Gleis geschafft. Die letzten dreimal war ich bereits vorher umgekehrt.

Das Schrillen des Telefons riss mich aus dem Schlaf. Auf der Suche nach dem Hörer stießen meine Hände gegen leergetrunkene Bierflaschen. Es musste früher Nachmittag sein.

»Ja ... bei Lier«, sagte ich. Mit dem »bei Lier« ließ ich mir, obwohl ich allein lebte, immer alle Optionen offen. So konnte ich notfalls die Identität eines fiktiven Mitbewohners annehmen und sagen, dass Jesper nicht da sei, ich ihm aber gern etwas ausrichten könne. »Wer ist da?«

»Jesper, bist du das?«

Die Stimme kam mir vertraut vor. Ich beschloss, mich zu erkennen zu geben. »Ja ...«, sagte ich, um dann viel zu laut hinzuzufügen: »Ich bin Jesper Lier!«

Da ich mich im Halbschlaf befand, war ich froh, mich an die Dinge klammern zu können, die ich mit Sicherheit wusste. Ich hätte zwar auch sagen können: Ich heiße Jesper Lier, aber mich beschleicht schon länger das Gefühl, dass ich es auch tatsächlich bin. Obwohl ich mich früher schwer damit tat, denn Jesper klingt ein wenig nach einem Knusperfrühstück oder einem Biomüsliriegel aus Dänemark.

»Und Sie sind ...«, fragte ich.

»Die Andrea natürlich.«

»Ah, ja ... toll, dass Sie anrufen!« Ich hatte keinen Schimmer, mit wem ich da sprach.

»Siezt du mich etwa? Jesper, du erinnerst dich doch noch an mich, ich bin's, deine Tante Andrea.«

Ich wühlte in meinen Erinnerungen herum und sah mich in unscharfen Bildern vor ungefähr drei Millionen Jahren als kleines Kind auf ihrem Schoß sitzen.

»Hab ich dich geweckt, Jesper? Schläfst du um diese Zeit etwa noch?«

»Wieso, welche Zeit haben wir denn?«

Das schien nicht die richtige Antwort gewesen zu sein.

Eine Pause trat ein. Ich überlegte, wie sie eigentlich an meine Nummer gekommen war. Die hatte doch niemand! Dann erinnerte ich mich, wie ich vor ein paar Wochen zufällig ihren Mann auf der Straße getroffen und sie ihm gegeben hatte.

»Tja ... sag mal, wie geht's dir denn so?«, fragte sie mich. »Ich wollte mich schon längst mal bei dir melden, auch wegen deinem Vater ...«

»Mir geht's gut«, unterbrach ich sofort.

»Schön.« Sie schien nun intensiv nachzudenken, was sie mich noch fragen könnte. »Und sonst? Was machst du, schreibst du eigentlich immer noch an deinem Buch, diesem ... *Gesellen*?«

»Du meinst, *Der Leidensgenosse*.«

»Ja, richtig. *Der Leidensgenosse*, wie konnte ich das vergessen.« Sie lachte, was mich doch ein wenig ärgerte. »Und, wie läuft es, bist du fertig, hast du schon einen Verleger? Ich hab ja neulich gelesen, dass es für junge Autoren immer schwieriger wird, etwas zu veröffentlichen.«

»Ach, da brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Erstens ist das Ding schon lange fertig, und zweitens habe ich auch schon einen Verlag, also alles bestens.«

Das war mehr oder weniger gelogen.

»Na, das ist doch super. Aber mal was anderes. Ich wollte dich, falls du noch nichts vorhast, für heute Abend einladen. Ich hab Geburtstag. Willst du nicht bei uns vorbeischauen?«

Ich wollte natürlich nicht, auf keinen Fall. Doch leider war das nicht meine Entscheidung, da ich an der Langschläfer-Krankheit litt: Ich war fröhlichen Frühaufstehern hilflos

ausgesetzt, denn im Halbschlaf versuchte ich es aus mir unverständlichen Gründen immer allen recht zu machen und nickte dann jeden Wunsch oder jede Bitte einfach ab. Und noch bevor ich etwas dagegen unternehmen konnte, hörte ich mich freudig in den Hörer plärren: »Geht klar, Andrea, heute Abend, ja? Natürlich bin ich dabei, das wird sicher lustig ... Also, schon mal alles Gute, und bis später, ich freu mich.«

Nachdem ich aufgelegt hatte, schlurfte ich in den Flur. Die Dusche stand, wie bei Arbeiterwohnungen am Prenzlauer Berg damals üblich, in der Küche. Warmes Wasser gab es nur anderthalb Minuten lang. Danach kam der eiskalte Guss, der durch die verkalkten Rohre des Hauses rauschte. Ich hatte mich im vergangenen Jahr, was die Duschgeschwindigkeit anging, sehr gesteigert. Wenn ich gut drauf war, konnte ich in etwa zwei Minuten mit allem fertig sein. Doch da war nichts zu machen. Das Mistding ließ nicht mit sich feilschen und beharrte stur auf exakt anderthalb Minuten.

Vorsichtig schob ich den Plastikvorhang beiseite. Ich nannte ihn »die zweite Haut«, denn das Teil klebte immer sofort an mir. Ich drehte den Hahn auf und rieb mir Shampoo in die Haare. Vielleicht schaff ich's ja heute rechtzeitig, dachte ich.

Ich war ein Idiot. Der polarkalte Strahl lähmte meinen Verstand und entlockte mir tiefe und dumpfe Laute des Entsetzens. Irgendwie vergaß ich jeden Tag aufs Neue, wie grausam das eigentlich war. Ich schrie auf und musste dabei vor Schreck fast lachen, während auch schon der Duschvorhang angeflogen kam und an mir klebte.

Einige Sekunden hielt ich es noch unter dem eisigen Wasser aus, dann war ich endlich fertig und warf mich wieder ins Bett. Ich wollte nie mehr aufstehen.

Kurze Zeit später stapfte ich mit einem schlechten Gefühl durchs Zimmer. Was sollte das eigentlich heißen, junge Autoren hätten es immer schwerer, etwas zu veröffentlichen? Das ist doch Quatsch, dachte ich.

»Das ist doch Quatsch!«, sagte ich laut. »Das ist doch verdammter *Quatsch!*«, schrie ich und lachte. Auf einmal war ich gut gelaunt. Ich legte Musik auf, sprang im Zimmer umher und spielte Luftgitarre.

Irgendwann schnappte ich mir beim Rumzappeln einige Blätter meines Romans und las sie durch. Absolut phantastisch. Das Buch hieß, wie schon erwähnt, *Der Leidensgenosse*, und ich hatte Großes damit vor. Als ich nach Berlin kam, hatte ich erst zweihundert Seiten gehabt, aber danach hatte ich richtig losgelegt. Es sollte schließlich nicht irgendein Roman werden, nein, es sollte *der* Roman werden. Allein die Verfilmung würde vermutlich zehn Oscars gewinnen. Dann konnte ich diese ganze Scheiße hier endlich hinter mir lassen.

Ehrlich gesagt war das vergangene Jahr nämlich ein einziger Alptraum gewesen, bestehend aus dem Drang, bis in den frühen Morgen zu schreiben, Schwindelanfällen, Alkohol und jeder Menge Schlaftabletten. In letzter Zeit hatte ich mich auch immer öfter übergeben müssen.

»Du bist echt krank, du Arsch!«, sagte Gustav immer zu mir. »Ich meine, keine Frauen, keine Kohle, kein Essen. Ständig hockst du allein in deinem Kellerloch und tippst in

deinen Computer. Irgendwann wirst du noch durchdrehen, und da brauchst du gar nicht so blöd zu grinsen, das ist nämlich nicht lustig.«

Gustav hatte natürlich recht. Und mir war auch klar, dass die Leute jemanden wie mich für einen Spinner hielten, weil ich noch immer an meine Träume glaubte. Aber lustig fand ich's irgendwie trotzdem. Ich lachte nämlich oft, auch wenn es in meiner Situation eigentlich nichts zu lachen gab. Manche fanden das seltsam, aber dafür wusste ich, wie man überlebte.

Im Flur schaute ich in den Spiegel. Ein seltsamer Typ stand mir gegenüber. Er sah ungesund und ausgezehrt aus, als wäre er binnen kürzester Zeit ungewöhnlich schnell gewachsen. Er trug Jeans, Shirt und eine dunkle Schiebermütze. Seine braunen Haare glichen einem Vogelnest, und das bleiche Gesicht blickte mir verpennt entgegen ...

Eindeutig, so gut hatte ich schon lange nicht mehr ausgesehen, heute war einer meiner besseren Tage. Zufrieden wendete ich mich ab. Im Gehen schnappte ich mir noch meinen Ian-Curtis-Mantel, ein schwarzes und zerknittertes altes Teil, das ich mal zu Hause auf dem Dachboden gefunden hatte, dann verließ ich meine Wohnung, um mich wieder ein wenig zu verlieben.

## Das Mädchen mit dem Koffer

**I**m Hausflur grüßte ich den alten Türken, der einige Stockwerke über mir wohnte und Tüten schleppte. Dann tanzte ich ein wenig, als wär ich irgendein bescheuerter Musicalstar. Keine Ahnung, das machte ich öfter, einfach ein bisschen rumkaspern. Ich drehte mich ein paarmal im Kreis und machte Discobewegungen wie in *Saturday Night Fever*.

Ich trat ins Freie. Das Tageslicht blendete mich, so was war ich von meinem Kellerloch nicht gewohnt. Meine Wohnung verließ ich nur noch aus zwei Gründen: Der eine war mein Praktikum beim *Berliner Merkur*, einer kleinen Zeitung. Der andere war: um mir etwas zum Essen zu kaufen. Ansonsten blieb ich daheim und schrieb. Mich beschlich das dunkle Gefühl, dass ich mich in den letzten Monaten in meine alte Katze Whiskey verwandelt hatte – ich schlief den ganzen Tag, aß schlechtes Futter aus der Dose und war krankhaft nachtaktiv.

Inzwischen steuerte ich auf die nächste U-Bahn-Station zu, um zur Freien Universität zu fahren. Natürlich hatte ich noch nie einen Vorlesungssaal von innen gesehen. Ich studierte nur zum Schein, damit ich jeden Monat Kindergeld bekam und kostenlos U-Bahn fahren konnte. Und jetzt war es Zeit, sich für das nächste Semester einzuschreiben. Da

ich das letzte Mal nicht alle Unterlagen dabeigehabt hatte, musste ich persönlich erscheinen. Mein Name auf irgendeiner Immatrikulationsliste – das würde mein einziges Zugeständnis an die Gesellschaft sein, die einzige Spur, die ich da draußen hinterließ. Ich hatte kein Handy, schrieb keine Mails mehr, stand nicht im Telefonbuch, nahm nicht an Gewinnspielen teil und ging nicht wählen, und von Facebook hatte damals selbst Mark Zuckerberg noch nichts gehört. Niemand konnte mich mehr finden. Weder diese Idioten aus meiner alten Klasse mit ihren tollen Studienplänen und Lebensentwürfen noch all die Leute, die mir erzählen wollten, was ich machen sollte. Die konnten mich alle mal. Ich war keiner von ihnen. Das sagte ich mir jeden Tag. *Ich war keiner von ihnen.*

Auf dem Weg zur U-Bahn bog ich in die Schönhäuser Allee ein. Überall Menschen, sie redeten, lachten und strömten die Straße entlang, am Obststand neben mir wurde auf Vietnamesisch diskutiert, ich sah dicht an mir vorbeisausende Fahrradfahrer, Bettler, Typen mit Einkaufstüten und eine Horde Kinder mit Schulranzen. Ein paar Sekunden blieb ich stehen und saugte diesen Anblick auf.

Als ich weiterging, fing ich auf offener Straße an, vor mich hin zu singen: »*Tried to run, tried to hide, break on through to the other side!*«

Ich hörte hinter mir jemanden lachen und drehte mich um. Für einen Moment war ich sprachlos.

»Das gibt's doch nicht!«, sagte ich, als ich mich gefasst hatte. »Du warst doch gestern Nacht am Bahnhof, oder? Wir haben die gleichen Koffer, weißt du noch?



Samsonite!«, rief ich, als wäre *Samsonite* ihr Name oder was.

»Und hast du mir nicht ›Schichtwechsel‹ nachgerufen?«, fragte sie.

Ich nickte, während ich sie mir genauer ansah. Sie war mittelgroß, blond, trug einen beigefarbenen Mantel und eine olivgrüne Strickmütze, die ihr etwas Niedliches verlieh. Ihre Lippen waren blass, ungeschminkt, seltsam verführerisch. Und sie hatte große graue Augen, mit denen sie mich gerade neugierig ansah.

Doch irgendetwas an ihr störte mich. Sie war zu glatt, zu makellos. Vielleicht zu kalt. Ich weiß nicht, ob mich jemand versteht. Wir standen uns noch immer gegenüber. Ich wollte mich schon wieder von ihr verabschieden, da lächelte sie mich an.

»Na, was ist ... Krieg ich keine Zugabe?«, fragte sie.

Ihr Lächeln!

Die wenigen Buchstaben meiner Tastatur reichen leider nicht aus, um das Gefühl zu beschreiben, das mich in dieser Sekunde erfüllte. Auf einmal schien alle Kälte aus ihrem Gesicht verbannt, und sie errötete leicht. Armer Jesper. Das passierte mir immer. Wenn mir eine Frau ihr schönstes Lächeln zuwarf, war es um mich geschehen.

»Was?«, fragte ich. Ich versuchte mich zusammenzureißen. »Ach so, wegen der Zugabe ... Also, tut mir echt leid, aber mein Agent hat mir so was verboten, und er ist ziemlich streng.«

»Wo hast du eigentlich so schief singen gelernt?«

»In der Dusche ... Aber ein bisschen angeborenes Talent ist schon dabei, sonst hätte ich es nicht so weit gebracht.«

Was redete ich da? Ich sah sie flüchtig an. »Aber wie gesagt, eigentlich darf ich gar nicht in der Öffentlichkeit auftreten, nichts zu machen.«

»Schade, ein andermal vielleicht.«

»Gern.«

»Na dann«, sagte sie. »Ich muss jetzt noch raus zur Uni, nach Dahlem.«

Na also. Hatte mein Scheinstudium endlich einen Sinn. »Ich auch«, sagte ich. »Wir können ja zusammen fahren.«

Wir gingen beide die U-Bahn-Treppen hinauf und setzten uns in die U2. Während wir Richtung Westen fuhren, versuchte ich mir Fragen auszudenken. Fiel mir aber nicht leicht, denn immer, wenn ich an einer Frau interessiert war und ein richtiges Gespräch mit ihr führen musste, verwandelte ich mich in mein pubertierendes fünfzehnjähriges Ich zurück. Das Problem dabei war, dass ich als Fünfzehnjähriger bei den Mädchen ein totaler Versager gewesen war. Nie bekam ich den Mund auf.

»Was studierst du?«, fragte ich nach einer halben Ewigkeit. Nicht zu fassen, selbst so was Einfaches musste ich mir schon krampfhaft abringen.

»Philosophie«, sagte sie. »Na ja, heute ist mein letzter Tag. Ich wechsle mein Hauptfach ... Und du?«

»Politikwissenschaften.«

»Und, ist es gut?«

»Keine Ahnung«, sagte ich grinsend, »ich bin noch nie hingegangen.«

Pause. Das schien nicht so gut anzukommen, wie ich gedacht hatte. Ich überlegte, welchen Eindruck ich eigent-

lich auf sie machen musste: ein komischer Typ, der auf der Straße rumsingt und mit ihr zur Uni fährt, obwohl er gar nicht studiert. Na spitze, dachte ich, auf so was stehen die Frauen.

Wir schwiegen nun beide wieder. Ich betrachtete meine toten Finger und überlegte, was ich ihr sagen konnte. In einem Paralleluniversum, in dem Woody Allen Wimbledon gewann und Hitchcock kleine Pornofilme drehte, wären mir bestimmt tausend Gesprächsthemen in den Sinn gekommen. In dieser Welt dagegen fiel mir ums Verrecken nichts ein.

»Kaugummi!«, sagte ich zu mir selbst. Natürlich, ich konnte ihr wenigstens einen Kaugummi anbieten. Ich kramte in der Manteltasche und reichte ihr einen.

»Danke.« Sie griff zu, dann musterte sie mich. »Ich hab noch nie jemanden getroffen, der sich so für einen Kaugummi begeistern kann.«

»Na ja, ich bin eben außergewöhnlich.«

»Das glaub ich dir gern«, sie reichte mir die Hand, »ich bin übrigens die ganz gewöhnliche Miriam. Kannst mich Miri nennen.«

Ich nahm ihre Hand. »Und ich bin der singende Jesper.«

»Freut mich, singender Jesper.«

Für einen kurzen Moment sahen wir uns in die Augen, dann ließen wir voneinander ab. Wir kamen an.

Als wir das Campusgelände betraten, wurde ich beinahe erschlagen. Die letzten beiden Monate hatte ich einsam verbracht, und nun sah ich hier überall junge Menschen, die an mir vorbeidrängten, mit ihren Rucksäcken auf dem Boden

hockten und sich unterhielten oder zu ihren Vorlesungen gingen. Dabei wirkten sie alle so sicher und erwachsen, als gehörten sie hierher, als täten sie das Richtige. Ich kam mir vor wie ein Zwölfjähriger, der sich zufällig an die Uni verirrt hatte.

»Miri, hier bin ich!«, rief jemand.

Ich drehte mich um. Ein leicht untersetzter, aber nicht schlecht aussehender Student kam auf uns zugelaufen, er hatte einen Kinnbart und grinste irgendwie dümmlich vor sich hin. Der Typ schien Miri gut zu kennen, sie umarmten sich. Ich wurde natürlich sofort eifersüchtig und trat einen Schritt näher, wollte hören, was dieser Idiot mit Miri redete. Was konnte er ihr denn schon sagen?

»Hey, was machst du nachher noch?«, fragte er sie.

Mist, nicht übel, so etwas wäre mir jedenfalls nie eingefallen.

Dann kam noch eine weitere junge Frau auf uns zugegrast, die ich aber sofort in die Ökoschublade steckte. Sie trug eine dieser gestrickten Inka-Jacken und schleppte eine bunte Wolltasche mit sich herum, und in ihren roten Locken steckten Perlen und Knöpfe.

»Wer ist denn der nette junge Mann hier?«, fragte sie Miri und deutete auf mich. Nun war sie mir natürlich sofort sympathisch, denn mit diesen Worten hatte sie mich wieder ins Spiel gebracht.

»Das ist Jesper, er ist Sänger.«

Miri stellte mich den anderen vor. Wir sprachen gerade darüber, was wir in den Semesterferien gemacht hatten – ich erfand irgendeine Geschichte von einem Rucksacktrip durch Norwegen, die ich mir selbst nicht ganz abkaufte –,

als der Typ mit dem Bart auf seine Uhr sah. »Wir müssen los, der Kurs fängt gleich an, und ich will nicht schon wieder zu spät kommen.«

Sie wollten aufbrechen, aber das durfte ich nicht zulassen. »Ach, ich muss mich ja auch noch einschreiben, für Politikwissenschaften«, sagte ich schnell in die Runde.

»Ich dachte, du studierst gar nicht«, sagte Miri.

Erwischt. Das hatte ich ganz vergessen. »Tue ich auch nicht.«

Sie sah mich eindringlich an, dann schüttelte sie den Kopf, so dass ihr die hellblonden Haare ins Gesicht schlugen. »Du bist seltsam«, sagte sie nur.

Ihre Freunde hatten sich in der Zwischenzeit einen kleinen Vorsprung erarbeitet und riefen nach ihr. Die Zeit drängte.

»Miri ...«, sagte ich und klaubte das letzte bisschen Mut zusammen. Und für einen kurzen Moment schien ich tatsächlich zu wachsen und mich zu wahrer Größe aufzurichten. »Miri, ich, ich wollte dich ... nur ... es ist nur ...«

»Ist nur was?«

»Ist nur ...« Ich sah sie lange an.

»Ja?«

»Ach egal«, sagte ich schließlich und schrumpfte wieder zusammen. »Viel Spaß in deinem Kurs!«

Klänglich, absolut klänglich.

»Danke, dir auch ... bei was auch immer du hier als Nichtstudent machst.« Sie fuhr sich noch mal durchs Haar.

»Also ... vielleicht sieht man sich ja mal wieder?«

Ich nickte nur. Einen Moment wartete Miri darauf, ob

ich nicht doch noch etwas sagen würde, aber natürlich tat ich das nicht, und sie ging. Jesper sein bedeutet, im entscheidenden Moment zu verstummen.

Das Einschreiben war deprimierend. Ich hielt die Unterlagen und mein lausiges Abiturzeugnis in der Hand und wartete auf einem Plastikstuhl. Auch von meinen Kommilitonen machte keiner den Eindruck, dass er gern hier war. Nur hinten standen ein paar Erstsemester, die sich angeregt unterhielten und sich offenbar noch auf ihr Studium freuten. Anfänger.

Als ich nach einer Stunde fertig war, setzte ich mich draußen auf eine Bank und versuchte, mich an die bisherigen, enttäuschend verlaufenen Akte aus dem Trauerspiel »Jesper und die Frauen« zu erinnern. Meine Feigheit von vorhin nagte an mir. *Miri*, dachte ich. Was ist das überhaupt für ein Name? Je öfter ich ihn mir vorsagte, desto seltsamer klang er. *Miri, Miri, Miri*.

Ich fragte mich, wie ich sie einladen konnte – natürlich möglichst gewitzt –, und sprach dabei vor mich hin: »Hey, *Miri*, ich hab's mir anders überlegt, ich würde dir doch eine kleine Zugabe meiner Gesangkunst geben, vielleicht im Kino, obwohl, das ist ja totaler Unsinn, da muss man ja eigentlich still sein, hehe ...«

Ich drückte auf die Repeat-Taste und war fassungslos.

Noch mal: »Du, *Miri*, also, na ja, ich wollte dich fragen, wo wir schon mal zusammen U-Bahn gefahren sind, da könnten wir ja auch zusammen essen gehen, oder ... haha ... wir könnten zusammen ...«

So ging das noch einige Minuten. In immer lässigeren Po-

sen sagte ich Sätze wie: »Hallo Miri, ich wollte dir nur etwas Wichtiges sagen, ich äh ... ich bin eine ziemliche Niete!«

Ich schüttelte den Kopf, das war ja nicht zum Aushalten. Dann schreckte ich hoch und rannte zur Uni zurück. Ich sah auf den Plan für Philosophie. Doch als ich ankam, war Miri schon weg. Der verlassene Vorlesungsraum erinnerte mich an das Ende meiner Schulzeit. Diese Leere, wenn alles vorbei war.

In der S-Bahn nach Hause knurrte mal wieder mein Magen, gleichzeitig döste ich fast ein. Okay, vielleicht hätte ein vernünftiger Mensch mehr auf seinen Schlaf und seine Ernährung geachtet, nur: Ich war eben nicht vernünftig. Ich wühlte in meinen Taschen nach Geld, doch ich fand bloß noch einen Euro. Davon konnte ich mir gerade mal drei Semmeln kaufen. Oder zwei Käsesemmeln. Oder eine Käsestange. Ja, das klang gut. Ich fing sogar an zu grinsen, vor blöder Vorfreude auf die Käsestange, und betrachtete die Bettlerin, die stumm von einem Fahrgast zum nächsten ging. Niemand gab ihr etwas. An ihrer Seite ein kleines Mädchen, mit klugen, hellblauen Augen, die alles in sich aufnahmen. Solche Augen hatte ich überhaupt noch nie gesehen. Immer wieder starrte ich hin, wandte jedoch jedes Mal das Gesicht ab, wenn das Mädchen zurücksah. Dann stand es plötzlich mit seiner Mutter vor mir. Ich versuchte wegzusehen, doch ich spürte, dass das Mädchen mich noch immer ansah, mit diesen ruhigen, wachen Augen, und da hatte ich ihm den Euro schon gegeben.

Ich stieg aus und lief durch die Straßen. Der Himmel war wie schon seit Tagen grau, das war richtiges Mistwetter. Ich

dachte wieder an Miriam, und erst jetzt wurde mir klar, dass ich gar nicht wusste, wie sie mit Nachnamen hieß oder welches ihr neues Fach war. Wie sollte ich sie wiederfinden? Jeden Tag vor der Uni campieren und Zettel aufhängen, dass ich nach ihr suchte?

Während ich die Haustür aufschloss, biss ich mir auf die Unterlippe. Auf einmal war ich wütend auf mich selbst, ich zitterte sogar. Wieso hatte ich den ersten Menschen, den ich seit zwei Monaten kennengelernt hatte, so einfach ziehen lassen? Wie sie mich angesehen hatte ...

Im Treppenhaus kam mir eine ältere Frau entgegen. Ich grüßte sie und hielt einen kurzen, heiteren Schwatz mit ihr, alles falsch, alles Fassade, denn kaum war ich unten in der Wohnung angekommen, knallte ich die Tür zu. Ich trat mit dem Fuß gegen ein Regal und warf Bücher umher. »Du scheiß Versager, du bist selbst schuld, dass du einsam bist!«, schrie ich und schmiss einen Stuhl durch den Raum, ehe ich an der Zimmerwand zusammensank.

Nur langsam beruhigte ich mich. Diese plötzlichen Stimmungsschwankungen waren neu, als wäre in meinem Inneren ein defektes, flackerndes Licht. Auf Momente unerklärlicher Euphorie folgten oft lange Phasen von Dunkelheit und Wut.

Ich saß auf dem Bett, als mir einfiel, dass mich meine Tante Andrea zu ihrem Geburtstag eingeladen hatte. Als Ausrede würde ich wohl irgendeine Krankheit erfinden müssen, Lepra oder so, aber das war kein Problem. Wenn ich etwas beherrschte, dann war es Schwindeln, immerhin steckt in meinem Nachnamen »Lier« das englische Wort für Lüge.



Inzwischen war mir vor Hunger fast schlecht. Ich wühlte in meinen Schubladen nach Geld, nichts, durchsuchte meinen Schrank und die Kommode im Gang, wieder nichts. Irgendwo hatte ich doch noch einen Zwanziger! In meiner Verzweiflung kroch ich hinter den Schreibtisch und fand ihn dort tatsächlich staubbedeckt am Boden. Ich wollte gerade zu einem Freudenschrei ansetzen, da klingelte es an der Tür.

»Hey, du Penner!« Gustav von Wertheim stand im fahlen Licht meines Hausflurs und grinste mich an. »Ich bin wieder da!«